

Ich hatte mich gerade bequem in die Ecke meines Waggon's gesetzt und die Thür zugemacht, in der Hoffnung, allein bleiben zu können, als die Thür plötzlich wieder geöffnet wurde und ich eine Stimme hören hörte:

„Geben Sie Acht, Herr, wir sind hier an einer gefährlichen Stelle, und der Trepp ist ziemlich hoch.“

Und eine andere Stimme antwortete: „Sei unbesorgt, Heinrich, ich werde mich schon an dem Handgriffe festhalten.“

Darauf erschien ein Haupt, mit einem runden Hute bedeckt, und zwei Hände, die sich an den Lederteilen, welche zu beiden Seiten des Fensters hingen, krampfhaft festklammerten, zogen langsam einen schweren Körper herab, deren Füße auf dem Trittbrett ein Geräusch verurachten, als wenn ein Stod auf festen Boden gestossen wird.

Und als der Mann seinen Kumpf in den Wagen geschoben hatte, sah ich unter dem lose herniederhängenden Beinkleide das schwarze Aussehen eines hölzernen Beines erscheinen, dem alsbald ein zweites folgte.

Hinter dem Reisenden wurde ein Kopf sichtbar, welcher fragte: „Sagen Sie so gut, Herr?“

„Ja, mein Junge.“

„Dann sind hier Ihre Pakete und Ihre Krücken.“

Und ein Bedienter, der wie ein alter Soldat aussah, trat in das Coupe, beide Arme beladen mit einer Anzahl von Paketen, die hübsch sorgfältig in schwarzes und gelbes Papier gewickelt waren, und die er eines nach dem anderen in dem Neze über dem Kopfe seines Herrn unterbrachte.

„So, Herr, das ist Alles! Es sind im Ganzen fünf: die Bonbons, die Puppe, die Trommel, das Gewehr und die Lederpäckchen.“

„Es ist gut, mein Junge!“

„Wohin, Herr, glückliche Reise!“

„Danke, Heinrich. Gut nach Hause!“

Der Bediente ging, schloß die Thür hinter sich zu, und ich hing an mir meinen Reisegepäcke näher zu betrachten.

Er konnte ungefähr vierzig Jahre zählen, obgleich sein Haar bereits ganz weiß war. Er trug mehrere Orden, hatte einen Knebelbart und war sehr schwer, wie man es bei kräftigen Männern, die durch irgend ein Gebrechen zum Stillhocken verurtheilt sind häufig findet.

Er trocknete sich die Stirn, blies eine Rauchwolke hervor, und mir gerade in's Gesicht leuchtend, fragte er: „Gehört Sie das Rauchen, mein Herr?“

Der Wirt, die Stimme, das Gesicht waren mir bekannt. Aber von wo und von wann? Sicherlich war ich diesem Manne mehrmals begegnet, hatte ihn öfters gesprochen, ihm vielleicht die Hand gedrückt, aber es war schon lange her, lange her, es war fast verloren gegangen in dem Nebel der Erinnerung, die sich gleich vorüberziehenden Schatten dicht fallen lassen.

Er feinerseits sah mich ebenfalls an mit der Miene eines Menschen, der sich wohl an Einzelnes, aber nicht an Alles erinnert.

Unsere Augen, denen dieses Sichanstarren peinlich wurde, wendeten sich von einander ab, aber nach wenigen Minuten, angesogen durch die unbewußte Willenskraft und voll von einem suchenden Verlangen, begegneten sie sich wieder und ich sagte:

„Kommen Sie, mein Herr, anstatt daß wir uns noch eine Stunde lang verstocken anblicken, wollen wir lieber versuchen herauszubekommen, wo und wann wir uns kennen gelernt haben.“

„Mein Nachbar antwortete freundlich: „Da haben Sie Recht, mein Herr!“

Ich nannte meinen Namen: „Herr Bonclair, Staatsbeamter.“

Er zögerte einige Augenblicke, und dann sagte er mit jenem Ausdruck in Auge und Stimme, der ein gespanntes Denken verräth:

„O ja, jetzt erinnere ich mich, ich bin Ihnen früher einmal bei Poincés begegnet vor dem deutsch-französischen Kriege.“

„Richtig, mein Herr... So!... So!...“ Dann sind Sie der Lieutenant Revolier?“

„Ja, ich war Capitän Revolier, bis ich meine Beine verlor... alle beide zu gleicher Zeit durch eine Kugel getroffen.“

Und wir sahen einander auf's Neue an, jezt, wo Jeder wußte, wer der Andere war.

Ich erinnerte mich nun deutlich eines schlanken, frischen jungen Mannes, der den Koffeln mit einem Feuer leitete und von einer Ausgelassenheit und Lebendigkeit war, die ihm, glaube ich, den Beinamen „Wirbelwind“ beigegeben hatte. Aber hinter diesen Bild, das ich deutlich vor mir sah, schwebte etwas Unbestimmtes, eine Geschichte, die ich gewußt, aber wieder vergessen hatte, eine von den Geschichten, denen man einen Augenblick wohlwollend seine Aufmerksamkeit schenkt, aber die in unserem Geiste nur einen fast unbemerkbaren Eindruck hinterlassen.

Es war so eine Art Liebesgeschichte. Ich fand auf dem Boden meiner Gedanken wohl einen Widerklang von früher, aber weiter Nichts, einen Widerklang, der zu vergleichen ist mit dem

Der Sonntagsgast.

Geruch des Wildes auf dem Felde, dem die Nase des Hundes nachspürt.

Allmählich aber wurden die Umrisse deutlicher, und vor meinen Augen stand das Bild eines jungen Mädchens. Und dann schloß mir mit einem Male ihr Name wieder in den Sinn: Madeleine de Mandol. Ja nun erinnerte ich mich an Alles. Es war in der That eine Liebesgeschichte, aber ziemlich alltäglich. Das Mädchen hatte diesen jungen Mann lieb, und man sprach allgemein von der bevorstehenden Hochzeit. Er selber schien auch sehr verliebt und glücklich.

Ich sah nach dem Neze, worin die Pakete, die der Diener meines Reisegefährten dort hin gelegt hatte, hin- und hergeschaukelten bei den Bewegungen der der Zug machte, und ich hörte wieder den Bedienten sagen: „So, Herr, Das ist Alles. Es sind im Ganzen fünf: die Bonbons, die Trommel, das Gewehr, die Puppe und die Lederpäckchen.“

Und in einem Augenblicke hatte meine Phantasie einen ganzen Roman ausgeguckt. Der Roman glich auf ein Paar allen denen, die ich gelesen hatte, und worin ein junges Mädchen oder ein junger Mann die geliebte Person heirathet nach dem einen oder anderen leiblichen oder finanziellen Unglück. Ebenso hatte auch dieser Offizier, der in dem Kriege verstümmelt war, nach dem Feldzug das junge Mädchen, welches seinem Gelübde treu geblieben war, geheiratet.

Ich fand Das schön, aber alltäglich, wie man jede Auslieferung in einem Theaterstück alltäglich findet. Es scheint uns immer so, wenn wir von einem derartigen Zuge von Großmuth hören oder lesen, daß wir uns unter denselben Umständen ebenfalls geopfert haben würden. Aber am nächsten Tage verliert man seine gute Laune, wenn ein glücklicher Freund von uns etwas Geld geliehen haben will.

Und mit einem Male kam mir ein anderer Gedanke, der viel weniger und viel realistischer war. Vielleicht hatte er sich schon vor dem Kriege mit ihr trauen lassen, ehe das gräßliche Unglück ihn traf, und sie hatte bekümmert, aber willig den Mann verlor und unterstehen müssen, den Mann, der fröhlich und stark dahinzog und nun als Krüppel zurückkehrte, verurtheilt zu eiltem Nichtsthun, zu machtloser Wuth.

War er glücklich, oder litt er darunter? Mich überkam eine Anfangs geringe, dann machende und endlich unbewegliche Neugierde, seine Geschichte kennen zu lernen, in der Hauptfache wenigstens, so daß ich Das, was er mir nicht mittheilen wollte, zu errathen im Stande war.

Ich sprach ihn etwas zögernd an. Wir hatten ein paar nichtsagende Worte gewechselt, und ich dachte die Augen auf die Pakete geheselt: er hat drei Kinder: die Bonbons für seine Frau, die Puppe für sein Töchterchen, die Trommel und das Gewehr für seinen Ruben und die Pakete für ihn selber.

„Pöplich frag ich ihn: „Haben Sie Kinder mein Herr?“ worauf er ausweichend antwortete.

„Ich wurde verlegen, als ob ich eine große Ungeheulichkeit begangen hätte, und fuhr fort: „Verzeihen Sie, aber als ich Ihren Diener von den Spieltschen reden hörte, dachte ich es.“ Man hört so etwas, ohne daß man hinfort, und unwillkürlich macht man sich auch seine Gedanken.“

Er lächelte und meinte dann: „Nein, ich bin auch niemals verkehrter gewesen. Es ist bei den Vorbereitungen dazu geblieben.“

„Ich that, als ob ich mich plötzlich an etwas erinnerte: „Ja — richtig — Sie waren, als ich Sie kennen lernte, mit einem Fräulein de Mandol verlobt, glaube ich.“

„Sehr wohl, mein Herr, Ihr Gedächtniß ist ausgezeichnet.“

Ich wagte einen letzten, brutalen Anfall und fügte hinzu: „Ja, verzeihen Sie, mir ist es, als ob ich gehört hätte, daß Fräulein de Mandol verheiratet ist mit einem Herrn.“

Er sprach den Namen desselben ruhig aus: „Herr de Fleurnel.“

„Ja, richtig! Ich erinnere mich auch jetzt, daß ich damals von Ihrer Verwundung habe sprechen hören.“

„Sein volles, dickes Gesicht, das bereits roth gefärbt war, wurde noch dunkler.“

Er antwortete mit Wärme und Lebhaftigkeit, mit der plötzlichen Lebhaftigkeit eines Mannes, der eine Sache vertheidigt, welche er bereits von vornherein als verloren kennt, verloren für Herz und Seele, die er aber noch für die öffentliche Meinung gewinnen will:

„Sie thun Unrecht, mein Herr, den Namen der Frau de Fleurnel nach dem meinen zu nennen. Als ich aus dem Feldzuge zurückkehrte, ohne Beine, da hätte ich nicht, nein, auf keinen Fall,

zugegeben, daß sie meine Frau geworden wäre. War Das denn möglich? Wenn man heirathet, mein Herr, so thut man Das nicht, um eine Samariterthat auszuüben, sondern um jeden Tag, jede Stunde, jede Minute mit dem Mann zu leben; und wenn der Mann ein Krüppel ist, wie ich, verurtheilt man sich durch die Heirath mit ihm zu einem Leiden, das nur der Tod endigt. O, ich begreife und bewundere jede Selbstaufopferung, jedes edelmüthige Hingeben, aber Alles muß seine Grenzen haben. Denn ich verstehe nicht, wie eine Frau ihre ganze Zukunft, die sie sich doch als glücklich vorstellte, alle ihre Träume und alle ihre Freuden opfern sollte, nur um eine Verantwortung zu erweiden. Wenn ich auf dem Fußboden meiner Kammer meine hölzernen Beine und meine Krücken erklänge höre, dann bin ich zuweilen so wüthend und verzweifelt, daß ich am liebsten meinen Bedienten ermorden möchte. Und finden Sie, daß man von einer Frau verlangen kann, etwas auszubahlen, was man selber nicht im Stande ist zu ertragen? Und denken Sie denn, daß ein solcher Stumpf schon ist?“

Er schweig. Was sollte ich sagen? Ich fand, daß er Recht hatte. Konnte ich sie wohl tadeln, sie verachten, ihr selbst Unrecht geben? Nein. Und doch! Diese Lösung, so vollkommen nach der Regel, nach der gerechten Forderung, nach der Wahrscheinlichkeit, konnte mein dichterisches Verlangen nicht befriedigen. Die verkrüppelten Beine des Helden verdienen ein schöneres Opfer, und ich war nicht müde, daß es nicht gebracht worden war. Pöplich frag ich ihn:

„Hat Frau de Fleurnel Kinder?“

„Ja, ein Mädchen und zwei Jungen. Für sie bringe ich das Spielzeug mit. Sie und ihr Mann sind stets sehr freundlich zu mir gewesen.“

Der Zug näherte sich St. Germain, fuhr in die Halle ein und stand still.

Ich wollte ihm gerade meinen Arm anbieten, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein, als sich zwei Hände durch die geöffnete Thür nach ihm ausstreckten.

„Guten Tag, mein lieber Revolier.“

„Guten Tag, Herr.“

„Dini?“ Der Name fand eine noch schönere, junge Frau, lächelnd und freundlich bewegt, und winkte ihm mit der Hand ein Willkommen zu.

Ein kleines Mädchen an ihrer Seite hüpfte vor Freude hin und her, und zwei Knaben sahen mit großen Augen nach der Trommel und dem Gewehr, die aus dem Neze in die Hand ihres Vaters übergingen.

Als der Invalide auf dem Perron stand, umhüllten ihn alle Kinder. Dann machte man sich auf den Weg, und das kleine Mädchen hielt in ihren Händen freudigstündlich die Krücke fest, wie sie sonst, wenn ihm hergehend, den Daumen ihres großen Freundes festgehalten haben würde.

Alles für ihn!

Novellette von G. Venturo.

Eine Dame wünscht Sie zu sprechen, Herr Doktor, meldete der Diener dem berühmten Arzt und Physiologen Dr. Hollmann, welcher eine große Privatklinik besaß.

Der Arzt blickte überrascht auf. Dann zog er seine Taschenuhr.

„Ein halb zehn Uhr — so spät des Abends... eine Dame?“ murmelte er.

„Führt die Dame herein.“

Eine schlante graziöse Gestalt betrat leise das Zimmer. Das Gesicht war mit einem dichten Schleier verhüllt. Die Kleidung war schwarz, einfach, doch geschmackvoll und elegant.

„Darf ich fragen, mit wem ich?“

„Ich will Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Herr Doktor.“

Die Stimme der Fremden zitterte, ihr Gesicht wurde erregt.

Dafür fuhr sie fort: „Sie haben einen Patienten hier, Herrn — Herrn von Wellborn...“

„Allerdings,“ tönte es etwas zögernd und verwundert zugleich.

Das junge Mädchen schlug jezt den Schleier zurück — ein bleiches, liebliches Antlitz enthüllte sich den Widen des Arztes.

„Sie möchten wissen, wer ich bin,“ sagte sie, „und mit welchem Recht ich diese Fragen an Sie stelle, nicht wahr? Es geschieht nicht meinethwegen, nein, Ihres Patienten wegen! Ich hörte von Ihres Patienten Erkrankung — daß es von Tag zu Tag schlimmer mit ihm geht — und daß Sie ihn bereits aufgeben haben!... Ich — ich das wahr?“

Herr von Wellborn ist sehr krank,“ antwortete der Doktor sanft.

Er begann zu verbleichen.

„Mein Name ist Aisa von Belom.“

Eine Röthe überflog das bleiche schöne Gesichtchen, als der Arzt eine überraschte Bewegung machte.

„Sie kennen mich?“ flammelte sie verwirrt.

„Durch meinen Patienten,“ versetzte der Arzt. „Er hat diesen Namen sehr oft erwähnt — in seinen Fieberphantasien.“

Das junge Mädchen wandte für einen Moment den Kopf zur Seite, dann nahm sie den ihr gebotenen Stuhl ein.

„Nun ja,“ flüsterte sie, „ich bin es, von der er spricht! Vor einem Jahre liebten — verlobten wir uns. Bald darauf hatte ich Ursache, ihn der Untröue zu beschuldigen. Er behauptete zwar, daß es nicht wahr sei, was ich ihm vorwarf — ich glaube ihm jedoch nicht. So — so trennten wir uns.“

„Ah —“ sagte der Doktor. „Ich wüßte es ja, daß eine sehr tiefgehende Ursache für seine Schwermuth, für seinen Lebensüberdruß vorhanden sein mußte... Wollen Sie ihn sehen?“

„Nein, o nein! Ich — möchte nur — von Ihnen wissen — ich höre, daß ein einziges Mittel ihn — vielleicht retten könnte — Ah, Herr Doktor — wenn ich dies Opfer bringen dürfte —“

Aisa sprang auf.

„Ich war verblendet, — nun muß ich dafür büßen!“ Ich weiß, er kann durch Transfusion gerettet werden — nehmen Sie mein Blut — alles — ich gebe es gegen hin! Aber er darf nicht erfahren, wer ihn rettete.“

„Wissen Sie auch, daß eine solche Operation, Ueberleitung des Blutes von einem Menschen in den Körper des anderen sehr gefährlich ist — lebensgefährlich sogar für den, der das Blut giebt, wie für den, der es erhält? Ich habe eifrig nach jemandem gesucht, ungeheure Summen geboten — es waqt keiner die Gefahr.“

„Ich thue es,“ versetzte das junge Mädchen mit leuchtenden Augen. „Ich habe niemanden, der um mich trauern würde, wenn mir wirklich etwas geschähe. An meinem Leben liegt nichts — und Erich braucht es ja nicht zu wissen, woran ich gestorben —“

„Mein liebes Aisa,“ sagte der Arzt tiefgegrübelt, „der Arme weiß überhaupt nichts! Er liegt schon seit mehreren Tagen ohne Bewußtsein. Aber ich habe da meine Bedenken.“

„Sie dürfen keine hegen —“ schrie das junge Mädchen leidenschaftlich auf. „Sehen Sie denn nicht, daß es der einzige Ausweg ist, mein Unrecht zu sühnen?“

Doktor Hollmann wiegte nachdenklich den Kopf.

Gewiß, Transfusion des Blutes war das einzige Mittel, dem Patienten zu retten. Aber dieser würde, so wie er ihn kannte, dafür nicht einmal dankbar sein. Und wie selten gelang eine so gefährliche Operation! Von zehn Fällen lief höchstens einer glücklich aus!...

Aisa bat und flehte unter Thränen, bis Doktor Hollmann besieg war.

Erich wußte nicht, was um ihn vorging. So konnte er auch Aisa's Gegenwart nicht ahnen.

Als das junge Mädchen das Zimmer betrat, blieb sie eine Weile am Bett des Kranken stehen.

Ruhig, ernst blickten ihre Augen. Nicht eine Muskelbewegung in dem blauen schönen Gesicht. Und vor ihr regungslos, vielleicht lebend, lag der Mann, den sie über alles liebte — dessen Bild sie die ganze Zeit der Trennung, trotz ihres Mißtrauens, mit aller Leidenschaft im Herzen getragen.

Es war ihr, als habe sie selber ihn dort auf das Lager mit einer mörderischen Waffe hingestreckt — gemordet.

Inzwischen ging Dr. Hollmann an's Werk.

Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit, ja mit einem verklärten Lächeln überhand Aisa die schwere Operation. Jeder Tropfen Blutes, der aus ihren Adern in die des Sterbenden geleitet wurde, schien ihr einen Tropfen der schweren Schuld von ihrem Herzen wegzunehmen.

Aisa, gesund, widerstandsfähig von Natur, erholte sich sehr bald. Erich rang noch immer mit dem Tode. Zwei lange, bange Tage, Stunde um Stunde dauerte dieser Zustand an.

Endlich siegte das Leben.

Nach allem das sie ihm doch eigentlich nur eine neue Grausamkeit zugefügt,“ murmelte Dr. Hollmann leise. „Was bietet ihm das Leben, da doch jede Möglichkeit dahin ist, daß die beiden Lieblichen niemals wieder verlobt, vereint werden!...“

Als Erich zum Bewußtsein zurückkehrte, blickten die Augen mit mattem, leidenschaftlichem Ausdruck auf den Gesicht des Arztes hatten. Dann wanderten sie wie suchend durch das Zimmer.

„Neht Ihnen etwas — haben Sie Begier nach Jemandem?“ fragte dieser theilnehmend.

Erich verneinte es mit einer Gebärde.

Inzwischen genas der Kranke mehr und mehr. Und in demselben Maße, wie der Körper erstarkte, begann er auch zu fragen, wozon er im Fieber gesprochen, wer bei ihm gewesen, ob nur der Arzt, oder auch eine Pflegerin.

Dieser erinnerte sich an das Versprechen, welches er Aisa gegeben.

„Nun ich,“ lautete die Antwort. Uebrigens hören wir gar nicht darauf, was unsere Patienten sprechen, sehte er lächelnd hinzu.

„Ich glaube, es sei Jemand hier gewesen,“ flüsterte Erich. „Dann habe ich vielleicht von ihr geträumt!“

Und leise murmelnd fügte er hinzu: „Ob sie vielleicht kommen würde, wenn sie erfährt, daß ich — im Sterben läge!“

Wie ein zitternder Hauch klangen diese Worte... „Doch, doch — sie war hier — ich fühle ihre Nähe — es war kein Traum.“

„Still, still,“ befahl Dr. Hollmann den Erregten. „Ja doch, ja — sie war hier.“

Erich zitterte wie ein Kind.

„Nicht wahr,“ flüsterte er, „sie wollte von mir Abschied nehmen?“

„Vieher junger Freund,“ sagte der Arzt mild, aber zugleich ernst. „Ich bitte Sie, nicht weiter zu forschen. Ich habe ihr etwas gelobt und ich darf mein Wort nicht brechen. Das Beste ist, Sie fragen die Dame selbst.“

„Sie wird nicht wiederkommen,“ sagte Erich hoffnungslos.

„Sie wird — doch jezt müssen Sie schlafen! Ich werde Sie, wenn es Zeit ist!“

In größter Eile fuhr Dr. Hollmann zu Aisa.

Still und bleich harrete sie des täglichen Berichtes, den der Arzt ihr zu senden pflegte.

„Ich komme, um sie zu ihm zu führen,“ sagte er beim Eintreten.

Aisa zitterte an allen Gliedern.

„Sie haben ihm doch nicht erzählt?“

„Ich hielt mein Wort! Aber ich gelobte mir damals zugleich im Stillen etwas, was ich unter allen Umständen zu Ende führen will!“

Dabei sah er sie bedeutungsvoll an. Sie ging mit.

Leise, wie eine Schuldbeladene, trat sie in das Krankenzimmer. Kein Wort kam über ihre Lippen. Schweigen, gefenken Hauptes stand sie neben dem Bett des Mannes, welchen sie noch immer so sehr liebte.

Erich schlief nicht.

„Aisa,“ flüsterte er innig wie in Erinnerung an frühere Zeiten. „Leg Deine Hand in die meine... Ich werde Dich nicht lange zurückhalten... Neige Dein Haupt herab zu mir — nur eine einzige Frage...“

Sie gehorchte seinem Willen.

„Ich weiß, daß Du hier warst... Warum bist Du gekommen, Aisa...?“

Das junge Mädchen erglühete über und über.

„Um Dein Leben zu retten,“ hauchte sie kaum hörbar.

„Du — Du — rettetest es?“

„Sie wandte den Kopf zur Seite.

„Es war nur möglich, wenn ich Jemand fand, der sein Blut für Dich hergab... Das ist alles... Und nun laß mich gehen... Du riechst mich...“

„Ich gehorchte Deinem Wunsch...“

„Aisa... Geliebte!“

Sie beugte sich über ihn, der sie mit der schwachen Kraft eines Kindes in seine Arme schloß.

Aisa weinte leise, leidenschaftliche Thränen, die Erich fortflüßte.

Dr. Hollmann schlich leise, auf den Fußspitzen aus dem Zimmer.

„Doktor,“ sagte Erich von Wellborn eine Stunde später, „jezt will ich wieder leben.“

„Ah — ich wüßte es ja!“ so erwiderte dieser, gut gelaunt über den Erfolg, welche sie von ihm veranlaßte Zukunft angenommen. „Aber sprechen wir nicht weiter davon! Sie müssen jezt zu schlafen versuchen.“

Erich lächelte.

Wenn Sie mir zweierlei versprechen.“

„Das wäre?“

„Bitten Sie Aisa, sie soll sich zu mir setzen, damit ich sie sofort erblicke, wenn ich erwache,“ sagte Wellborn glücklich lächelnd, „und dann, lieber Doktor, müssen Sie mir und meiner Braut stets ein Freund sein!“

„Von ganzem Herzen verpöchte ich das,“ versetzte der Arzt gerührt.

Er hat sein Wort gehalten und ist heute der beste Freund, der stets Beistand in dem freudlichen Heime, das sich die beiden Liebenden, sofort nachdem Erich vollkommen genesen, geschaffen haben.

Sprechende Uhren.

Die Repetir-Uhren werden heute mit einer solchen Sorgfalt verfertigt und verrichten ihre Dienste so vollkommen, daß sie nur wenig zu wünschen übrig lassen, ja, man hätte denken können, daß eine wesentliche Verbesserung an ihnen kaum mehr anzubringen gewesen wäre; und dennoch werden sie entschieden in den Schatten gestellt durch die sprechende Uhr des Herrn Sidan in Genf, welche, anstatt immer dieselben schellenartigen Töne erklingen zu lassen, ordentlich mit Menschenstimme sagt: „Es ist zwölf Uhr! Es ist zwölf ein halb“, u. s. w. Mit einer solchen Uhr kann man also, wenn man den die Zunge auslösenden Knopf drückt, ein kleines Gespräch führen, indem man sie nach der Zeit fragt. Für schwache Gemüther, die besser durch ein äußeres Gewissen geleitet werden, als durch ihr inneres, kann die Zeitregelung auch in anderer Weise geschehen, indem es heißt: „Es ist Zeit, aufzustehen!“, „Mittag!“, „Man geht ins Bett!“ Das Wunder wird natürlich durch eine phonographische Scheibe verrichtet, die auf einander umschließenden Ringen die Eindrücke erhält, welche, durch die Feder zu der richtigen Zeit berührt, die eingetragenen Sätze wecken. Das Uhrwerk führt die Feder durch einen Mechanismus stets mit der Stelle zusammen, wo die Zeitphase nach Viertel der Stunden eingravirt ist. Die Phonographenscheibe ist aus Hartgummi und nützt sich auch nach vielen Tausenden von Antworten nicht ab. Auch Thierstimme, wie der Hahn- und Kuckucksschrei, und Vogellieder, wie der Nachtigallenschlag und das Gerächel, können als Stundenbezeichnung benützt werden. Natürlich können alle solche Tonsignale noch viel leichter bei Wanduhren mit Selbstauslösung des Klangapparates, als bei Taschenuhren ausgeführt werden.

Entdecktes Talent.

Im Anfang der vierziger Jahre stand in Danzig ein Offizier in Garnison, der ein vielerprechendes Zeichertalent besaß und sich in seinen Mußstunden u. a. auch mit Steinerarbeit befaßte. Er stützte an einem Kieselsteppich, der für seine Braut bestimmt war. Bevor er aber mit seinem Kunstwerk, zu dem er das Muster selbst entworfen hatte, fertig wurde, starb die Braut und der Lieutenant verfiel auf die Idee, dem kurz vorher zur Regierung gekommenen künftigen König Friedrich Wilhelm dem Dritten den Prachtsteppich als Geburtstagsgeschenk zu widmen. Gedacht, gethan! Bald darauf wurde der junge Offizier nach Berlin befohlen. Niemand, selbst sein Oberst, wußte weshalb, nur der Geschenkmacher, der über seine Spende tiefes Stillschweigen bewahrt hatte, ahnte die Ursache. Kaum war der Lieutenant wieder nach Danzig zurückgekehrt, so reichte er seinem Abschied ein. Man zerbrach sich lange Zeit vergeblich den Kopf, was wohl den allgemein beliebten Kameraden, der weder eigenes Vermögen noch eine gute Partie in Aussicht hatte, zu diesem Schritte veranlaßt haben könnte, bis dieser nach seiner Verabschiedung selbst darüber Aufklärung gab. „Ihre Steiderei hat meine Bewunderung hervorgerufen, aber einen Offizier, der nicht, kann ich nicht gebrauchen,“ hatte ihm der Monarch gesagt. Doch als der aus allen Himmeln gerissene Vaterlandsvertheidiger abtreten wollte, hielt ihn der König zurück und meinte weit freundlicher als vordem: „Ich werde Sie zum Maler ausbilden lassen, dann sind Sie auf dem richtigen Wege.“ So geschah es, und der ehemalige Offizier wurde ein tüchtiger Landschaftsmaler.

Die erste Feuerprobe.

In Nürnberg, Bayern, wurde im Jahre 1685 von dem Girtelschmied Hans Dautsch die erste Feuerprobe konstruirt. Ein alter Holzschmitt, der kürzlich in Wien aufgefunden wurde, und den das „Wiener Erbtalblatt“ reproducirt, beschreibt diese erste Feuerprobe wie folgt: „Die große Wassertröge, so innenwiegend von Kupfer, Messing und Eisen gemacht, ist auf eine Schraube gerichtet, daß man dieselbe in Nothen abdam anspannen, fortführen und an einem Ort gegen das Haus über, so da brennt, legen kann, hält in sich an Wasser 70 Brunnen-Eimer, hat 2 Röhren, da man immer Wasser hineinläßt, auf jeder Seite ist eine lange Stange, daran 20 bis 24 Mann ziehen können, je mehr ihrer sind und je kürzer sie ziehen je härter und höher die Spritze geht, und können 24 Mann das Wasser auf 80 bis 100 Schuh in die Höhe bringen. Oben auf dem Kasten muß eine Person stehen, und die Spritzen regieren und hin und wieder leiten. Die kleine Spritze ist ganz von Kupfer, Messing und Eisen und kann von einem Mann bedient werden.“

Selbstverständnis.

Lieutenant A.: Waren Sie schon in dem Wohlthätigkeitsbazar, Kamerad? Lieutenant B.: Natürlich; ist ja an betreffendem Tage doppelte Einnahme dort gewesen!

Großartig.

Student (zu einem Andern): „Nun, Du hast eine neue Wohnung, wie gefällt sie Dir?“ Großartig! Ich habe fünf Minuten bis zur Kneipe, zehn Minuten zum Verlassen und fünfundsiebzig Minuten bis zur Universität zu gehen!“